

**Gabriele Tammen-Parr im
Spiegel-Artikel vom 27.1.2018**

 [Mamas hilflose Helfer](#)

Titel

Mamas hilflose Helfer

Familie Werden die Eltern gebrechlich, trifft es Töchter und Söhne oft wie ein Schock. Auf einmal bestimmen nicht mehr Beruf und Kinder ihr Leben, sondern die häusliche Pflege. Das kostet Zeit, Geld und Nerven – falls sie unvorbereitet sind.

Sie stehen mitten im Leben, sind im Beruf vorangekommen, haben eine Familie gegründet, Kinder großgezogen, vielleicht sogar ein Haus gebaut. So könnte es weitergehen. Doch dann ändert sich alles. Manchmal von einem Tag auf den anderen.

Almut Laudien kann sich genau erinnern, es war ihr 40. Geburtstag. Der Schwiegervater war zum Frühstück gekommen, er stand in der Küchentür, da sackte er zusammen. Diagnose: Schlaganfall.

Das ist 17 Jahre her, seit diesem Tag bestimmt die Pflege ihr Leben. Erst kümmerte sie sich um den Schwiegervater, dann um den Vater, sie begleitete beide bis zu deren Tod. Seit zehn Jahren ist sie jetzt für die Schwiegermutter da, fast rund um die Uhr, jeden Tag, auch heute.

Laudien beugt sich über den Sessel, in dem die alte Dame sitzt, und fingert im Polster. „Oma, liegt da dein Öhring?“ Die Schwiegermutter bleibt stumm, um den Hals trägt sie eine aufblasbare Nackenstütze. Sie schaut auf den Fernseher, im ZDF läuft „Volle Kanne“. An der Wand hängt das Bild ihres verstorbenen Mannes, sie erkennt ihn nicht mehr, auch Sohn und Schwiegertochter sind ihr fremd geworden. „Sie stirbt uns jetzt“, sagt Laudien. Demenz kennt keine Grade.

Laudien, dunkles, dickes Haar, ist ein fröhlicher Mensch geblieben, trotz allem, voller Energie und Zuversicht. Sie wohnt mit ihrer Familie in Friesack, einer Gemeinde im Havelland. Sie hat einen Abschluss als Agraringenieurin gemacht, „gehobene Landwirtin“, sagt sie amüsiert, lange ist das her, sie liebte die Arbeit mit Pferden, da gab es noch die DDR. Später leitete Laudien ein Landgasthaus – bis im Sommer 2000 ihr eigenes Leben die Wende nahm.

Sie gab die Gaststätte auf, bloß vorübergehend, dachte sie. Heute weiß sie es besser. „So wie mir geht es sehr vielen“, sagt Laudien, „besonders vielen Frauen.“

Es sind in der Tat Millionen in Deutschland, die ein ähnliches Los verbindet. Ungefähr zwei Drittel von ihnen sind Frauen, ein Drittel Männer. Irgendwann in der Mitte des Lebens kommen sie zu der Erkenntnis, dass die Eltern gebrechlich werden und Hilfe brauchen: nicht für ein paar Stunden, Tage oder Wochen, sondern bis zum Ende ihrer Tage. Es beginnt mit einem Sturz, einem Herzinfarkt oder, wie bei den

Laudiens, mit einem Schlaganfall, dann startet für die Kinder ein neuer Lebensabschnitt. Von da an bestimmen nicht mehr der Partner, die Kinder, der Beruf oder der Gedanke an den nächsten Mittelmeerurlaub ihr Leben, sondern die Sorge um die hilfälligen Eltern. Es ist der letzte Abschied vom Kindsein.

Was also tun? Viele Bürger zerreißen sich förmlich in der Sorge um die alternden Eltern. Heute leben die Kinder oft weit entfernt, sie können nicht mal eben vorbeikommen und die Batterie im Rauchmel-

Den Töchtern und Söhnen bleibt also nichts anderes übrig, als ihr Leben neu zu sortieren, wenn sie sich nicht als Pflegekoordinatoren aus der Ferne betätigen wollen. Sie nehmen die Eltern zu sich nach Hause, sie treten im Beruf kürzer, oder sie geben ihn auf. Mehr als sechs Jahre dauert die Betreuung eines Angehörigen im Schnitt. Die Familie, überwiegend ihr weiblicher Teil, ist der größte Pflegedienst der Nation.

Vier bis fünf Millionen Menschen in Deutschland versorgen Pflegebedürftige, so wird geschätzt, die meisten von ihnen sind Töchter oder Söhne, Ehefrauen oder Ehemänner. Die offizielle Statistik zählt nur 1,5 Millionen private Helfer, hinzu kommen all jene, die keine Leistungen aus der Pflegekasse in Anspruch nehmen: aus Nachlässigkeit oder Unkenntnis.

Dem Staat kann dies nur recht sein, das Engagement der Angehörigen spart ihm immense Summen, etwa 35 bis 40 Milliarden Euro im Jahr. Zum Vergleich: Die Pflegeversicherung nahm 2016 rund 52 Milliarden Euro ein. Anders gesagt: Ohne die Familien brähe das System zusammen, ihren Aufwand bekommen sie jedoch nur zu einem Bruchteil erstattet.

Die Politik sieht sich gleichwohl nicht in der Pflicht. „Sehr viel“ habe die Regierung schon getan, um pflegende Angehörige zu unterstützen, bemerkte Kanzlerin Angela Merkel (CDU) im vergangenen Jahr beim Besuch eines Gesundheitsforschungszentrums und zählte alle verabschiedeten Pflegegesetze auf. Zu einem echten Kernthema ihrer Politik ist die Pflege jedoch nie avanciert, in den Koalitionsgesprächen wird sie bestenfalls eine Nebenrolle spielen. Auch der SPD fehlt ein schlüssiges Konzept dafür, wie Bürgern zu helfen ist, mit den finanziellen, beruflichen und emotionalen Lasten zurechtzukommen. Es wäre nötig, denn das Thema treibt die Gesellschaft um.

Heute sind etwa 4,8 Millionen Bürger 80 Jahre oder älter. Bis 2050 wird sich die Zahl der Hochbetagten auf rund 10 Millionen mehr als verdoppelt haben: Die Babyboomer werden vergreisen. Weil sie aber weniger Kinder großgezogen haben als die Generation vor ihnen, können künftig auch weniger Töchter und Söhne die Pflege übernehmen.

Was auf sie zukommt, ahnen die wenigsten. Das ist erträulich, denn jeder Mensch



Pflegende Laudien, Schwiegermutter
„Sie stirbt uns jetzt“

der wechseln. Knapp 30 Prozent fahren mehr als 100 Kilometer, wenn sie ihre Eltern sehen wollen, 11 Prozent wohnen sogar über 500 Kilometer entfernt.

Wenn sie vor Ort geblieben sind, dann hindern ihr Beruf und die Kindererziehung sie daran, sich den eigenen Eltern zu widmen. Natürlich könnten sie einen Pflegedienst engagieren, der dreimal am Tag vorbeischauf, aber das genügt meist nicht. Die stationäre Pflege ist immer die letzte aller Alternativen. Die Eltern ins Heim zu geben, empfinden viele als Scheitern. Ganz abgesehen von den Kosten.